

Nie gelebt und doch gestorben

Josef Marksteiner

Sämtliche Namen und Ereignisse sind frei erfunden.

© 2022 Josef Marksteiner

Lektorat: Mag. phil. Ingrid Schwarzenbacher
Coverillustration: Petra Steyrer

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: myMorawa von Dataform
Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

978-3-99129-752-9 (Paperback)
978-3-99129-698-0 (Hardcover)
978-3-99129-738-3 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugäng-
lichmachung.

Kapitel 1

Es war Anfang Dezember 2008. Im niederösterreichischen Mostviertel war bereits der erste Schnee gefallen, und die Temperatur lag knapp unter null Grad. Durch den starken Wind mit teils heftigen Böen fühlte es sich kälter an, als es tatsächlich war.

Wie immer war der erste Schneefall für die Kinder ein besonderes Ereignis. Sie waren kaum noch in den Stuben zu halten. Ihnen machte die Kälte anscheinend nichts aus. Im Gegenteil, sie nutzten die durchgehende Schneedecke, um ihre Schlitten und Ski wieder auf Vordermann zu bringen. Auf den Kufen und Stahlkanten der Sportgeräte hatte sich über die warme Jahreszeit Flugrost angesammelt. Nach einigen Fahrten über die kurzen Hänge um die Ortschaft Reifberg löste sich der Rost, und die Kufen waren wieder blitzblank. Ein paar ältere gewiefte Burschen hatten die Kufen sogar mit Sandpapier von Unreinheiten befreit.

Der Ortskern von Reifberg liegt auf einem Hügel. Die Kirche thront auf dem höchsten Punkt. Sie ist bei guter Sicht bis in das innere Voralpenland zu sehen. Das Gotteshaus ist der heiligen Ottilie geweiht, die als Schutzpatronin der Blinden gilt. Rund um die Kirche gibt es noch ein Gasthaus, das Feuerwehrhaus, die Schule und den Kindergarten, sowie eine überschaubare Anzahl von Wohnhäusern.

Die vielen für das Mostviertel typischen Vierkanthöfe mit ihren Grundstücken werden rund um den Reifberg bis zu seinem Fuße, wo die eher flach ausgerichtete Gemeinde Zangarn angrenzt, bewirtschaftet. Im Norden reicht der Hügel direkt bis zur Donau. Von einigen Stellen aus sieht man das Donaustädtchen Grein und bei klarer Sicht weit in das oberösterreichische Mühlviertel hinein. Die Donau bildet in diesem Bereich die natürliche Grenze zwischen den Bundesländern Nieder- und Oberösterreich. Allein durch die geografische Ausrichtung von Reifberg hatte sich die Bevölkerung des Ortes ihre eigene Jahrhunderte zurückreichende Kultur, geprägt von christlichen Werten und Bräuchen, erhalten.

Reifberg ist weit über den Bezirk Amstetten hinaus für den jährlich im September stattfindenden Jahrmarkt mit bis zu 30.000 Besuchern bekannt.

Die Stimmung unter den Kindern und Jugendlichen war gut, zumal der Nikolaustag bevorstand und auch Weihnachten schon absehbar war.

Obwohl die wenigsten noch an den Nikolaus und das Christkind glaubten, war eine gewisse Vorfreude spürbar. Wie es so ist, kannten einige ältere Kinder schon die Kästen und Läden, in denen ihre Eltern die Geschenke versteckt hatten. Die Neugier war nun mal stärker als freudig überrascht zu werden. Bei der Bescherung spielten sie dann die Überraschten und fielen den Eltern dankbar um den Hals.

Die Stimmung auf den Pisten wurde nur hin und wieder durch die alte „Holzingerin“ etwas getrübt. Sie hatte ihr Häuschen am Fuße des beliebtesten Ski- und Rodelhangs. Das Grundstück in diesem Bereich gehörte ihr. Sie regte sich immer fürchterlich auf, wenn die Kinder und Jugendlichen mit ihren Sportgeräten über ihr Feld flitzten. Die teilweise heftigen Vorwürfe wurden von den Älteren überhört und die Jüngeren fühlten sich von den Älteren beschützt. Also ging das Gezeter der „Holzingerin“ zumeist ins Leere.

Die schon 75-jährige Theresia HOLZINGER besaß ein kleines Haus, zu dem 4 ha Grund gehörten. Sie war noch rüstig und bewirtschaftete ihre Äcker und Felder allein. Dem Haus angebaut war ein Stall, in dem sie vier Ziegen, 20 Hühner, zwei Schweine und einen Esel versorgte.

Den Esel hatte sie deshalb aufgenommen, weil ihn ein Bauer aus ihrer Nachbarschaft zum Schlachter bringen wollte. Bei ihr bekam er das Gnadenbrot, weil ihr das Tier leid tat, und außerdem konnte ihr „Zucki“, wie sie den Esel liebevoll nannte, bei Arbeiten im Wald helfen. Nach außen sah es so aus, als würde die „Holzingerin“ ihre Tiere mehr lieben als Menschen.

Obwohl ihr Bauern in der Nachbarschaft wiederholt Hilfe bei der Feldarbeit mit ihren Maschinen anboten, lehnte sie diese stets ab. Sie war der Ansicht, dass es die Bauern nur auf ihren Grund abgesehen hätten. Einige Bauern werden sich schon mit diesem Hintergedanken getragen haben. Besonders dem „Grabenmoar“ traute sie nicht über den Weg.

Große Gehöfte hatten in diesem Gebiet eigene Hausnamen. Bei solchen Großbauern endete er oft mit „Moar“. Die „Moarbauern“ legten auch großen Wert darauf, mit dem Hausnamen angesprochen zu werden. Der Grabenmoar hieß Wilhelm HANDLER. Er war einmal als Gemeinderat vor einer Wahl bei ihr und brachte Kugelschreiber als Werbege schenke. Da er als Gemeindevertreter unterwegs war, ließ sie ihn ins Haus und servierte ihm Tee. Neben der Tasse mit Tee stellte sie dem

ihm auch eine Karaffe mit Rum auf den Tisch. Sie wollte zu dem Politiker höflich sein, weil sie vielleicht doch einmal etwas von der Gemeinde benötigen könnte.

Der „Grabenmoar“, war durch den anstrengenden Wahlkampf schon sichtlich gezeichnet. Resi bemerkte es erst, als er bereits am Stubentisch Platz genommen hatte. So einfach konnte sie ihn jetzt nicht vor die Tür setzen. Sie ärgerte sich, dass sie den Zustand des Bauern nicht schon vor der Haustüre erkannt hatte. Dann wäre er ihr niemals ins Haus gekommen. Nun musste sie gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Gemeinderat leerte sich ordentlich Rum in den Tee, um ihn zu kühlen, wie er nebenbei bemerkte. Nach ein paar Floskeln über die anstehende Wahl kam er auf das Grundstück der alten Frau zu sprechen. Er bedauerte sie, weil sie in ihrem Alter noch so schwer arbeiten musste, wo sie doch in einem betreuten Wohnheim ein schönes Leben führen könnte. Im Falle, dass sie diese Möglichkeit einmal in Betracht ziehe, würde er ihr als Mandatar hilfreich zur Seite stehen.

Natürlich stellte er die Frage, wer den ihr Eigentum nach ihrem Ableben einmal bekommen sollte. Der Alkohol tat sein Übriges, Wilhelm HANDLER wurde immer unverschämter und brachte sich bald als Käufer ins Spiel. In seinem Dusel bekam er nicht mit, dass Resi kein Wort sprach, sondern nur gelegentlich mit dem Kopf nickte. Sie hatte sich schließlich vom Tisch erhoben und meinte, dass sie dringend nach einer kranken Ziege im Stall sehen müsse. Dabei hoffte sie, dass HANDLER ihre Ansage richtig deuten würde und schlug ihm sogar vor, sie in den Stall zu begleiten. Dabei war sie sich ziemlich sicher, dass ihr Gast im noblen Anzug nicht mitkommen würde. Es war dann auch so, Wilhelm HANDLER trank in einem Zug den Tee aus und verabschiedete sich von Resi mit den Worten, dass er für sie immer ein offenes Ohr habe. Das war das erste und auch letzte Mal, dass sie Wilhelm HANDLER in ihr Haus gelassen hatte.

Die Bauern der Umgebung und im Besonderen der „Grabenmoar“ konnten sich noch so anbiedern, ihr Hab und Gut würden sie niemals bekommen. Vielleicht warteten sie auch schon auf ihr Ableben. Gerade deshalb beschloss sie, besonders alt zu werden. Wer nach ihrem Tode ihren Besitz erben würde, hatte sie testamentarisch bei einem Notar in Wien hinterlegt und das schon vor vielen Jahren.

Der einzige Bauer, mit dem sie Kontakt hielt, war Sepp SCHOBER,

der seinen Hof am nächsten zu ihrem Grundstück bewirtschaftete. Zu ihm pflegte sie deshalb Kontakt, weil er ihr vor zehn Jahren geholfen hatte, die Schäden nach einem heftigen Gewitter zu beseitigen. Ein Wolkenbruch hatte die Stallungen ihres kleinen Hofes überschwemmt und die Tiere waren knöchelhoch im Wasser gestanden. Sepp SCHOBER hatte die Tiere bis zur Beseitigung der Schäden in seinem Hof unterge stellt. Außerdem half er ihr ein- bis zweimal im Jahr beim Schlachten eines ihrer Schweine. Dafür beanspruchte er aber einige gute Stücke der Schlachtung. Resi war das sogar recht. Sie wollte sich nicht nachsagen lassen, Hilfe ohne Gegenleistung in Anspruch zu nehmen.

Zudem zollte sie Sepp auch etwas Respekt wegen seiner Liebe zur Mundartdichtung. Resi hatte sich alle drei Bücher, die er veröffentlicht hatte, gekauft, ohne ihm etwas davon gesagt zu haben. Er sollte von seinem heimlichen Fan nichts wissen.

Angeblich sollen bei Resi in jungen Jahren zahlreiche Verehrer vorstellig geworden sein. Sie ließ sie aber allesamt abblitzen. Niemand wusste, warum sie so unnahbar war und seit dem Tod ihrer Eltern völlig zurückgezogen lebte.

Wie ältere Bewohner von Reifberg, natürlich vorwiegend Männer, berichteten, war ihr Aussehen in jungen Jahren „hammermäßig“. Sie soll die Blicke der Männer nur so auf sich gezogen haben, das wiederum so manchen Ehekrach zur Folge hatte. Das wird wahrlich so gewesen sein, weil sie mit ihren 75 Jahren noch rank und schlank war und ohne chemisches Zutun weit besser aussah als so manche andere Ortsbewohnerin, die jünger war. Ihr ehemals pechschwarzes Haar war jetzt grau. Sie trug es jetzt halblang und einmal im Jahr leistete sie sich einen Friseurbesuch im benachbarten Zangarn.

Resi war 17 Jahre alt, als sie Mitte der 1950 Jahre mit ihren Eltern in das kleine Haus in Reifberg zog. Nach deren Tod hatte sie es geerbt.

Ihre Zurückgezogenheit, besser gesagt, ihr ganzes soziales Verhalten bot den Bewohnern von Reifberg allerlei Stoff für Spekulationen.

Manche glaubten an eine ehemalige Spionin und frühere Geheimdienstmitarbeiterin oder gar an noch andere dunklere Geheimnisse. Eine Hexe war sie sowieso, weil sie ihre Medizin aus verschiedenen Kräutern selbst herstellte. Bei einem Arzt hatte sie noch nie jemand gesehen.

Das mit der Agentin hielten einige ältere Ortsbewohner für gar nicht so unwahrscheinlich. Es wurde erzählt, dass alle paar Jahre zu finsterer

Nachtstunde eine schwarze Limousine bei ihrem Haus vorfuhr, ca. zwei Stunden blieb und sich dann wieder entfernte. Ins Haus soll aber immer nur eine Person gegangen sein. Zwei Jäger, die von Hochständen in ihrem Revier Sicht auf das Haus hatten, wollen diese Beobachtungen bei der Wildschweinjagd gemacht haben. Große Notiz wurde unter den Leuten in Reifberg davon nicht genommen. Es blieb bei diesen Verschwörungstheorien, doch nichts war auch nur annähernd zu belegen.

Die Bauern nutzten die frostige Zeit für Forstarbeiten, weil jetzt durch den gefrorenen Boden schwer zugängliche Waldgebiete mit Maschinen befahren werden konnten. So schlägerte auch der Landwirt Sepp SCHOBER, der seinen Hof auf der Donauseite des Hügels bewirtschaftete, neben Eschen und Ellen für Brennholz auch stramme als Bauholz bestens geeignete Fichten.

Sein Schwiegersohn Julius GMEINER half ihm dabei. Helfen ist in diesem Fall der richtige Ausdruck. Die Motorsäge und andere Geräte wie z. B. den Ladekran bediente ausschließlich Sepp. Julius war gewissermaßen für die einfachen Arbeiten zuständig. Er entfernte mit einer großen Axt die Äste von den gefällten Bäumen. Das Geäst trug er danach zu Haufen zusammen. Die dickeren Äste entfernte Sepp mit der Motorsäge. Hin und wieder ließ er einen solchen Ast stehen und grinste dann, wenn sein Schwiegersohn mit der Axt gegen den Ast ankämpfte. Nach dem Abholzen der Äste brachte Julius die Stämme mit einer Spitzhacke in eine Lage, sodass sie mit dem Ladekran erfasst und auf den Holzwagen geladen werden konnten.

Den Holztransportanhänger hatte Sepp auf einer kleinen, nur leicht abschüssigen Lichtung abgestellt. Unter die hinteren Räder hatte er vorsorglich Holzstücke gelegt, damit sich der Anhänger nicht selbstständig machen konnte.

Julius war seit vier Jahren mit Sepps Tochter Renate verheiratet. Mittlerweile war Sepp stolzer Großvater der dreijährigen Silke und des einjährigen Theo. Die Kinder wurden die meiste Zeit von Sepps Frau Erika betreut. Sie ging in ihrer Großmutterrolle voll auf und war sogar froh, dass ihre Tochter nach dem Karenzjahr wieder als Kellnerin in einem Kaffeehaus arbeitete.

Die gefällten Fichten wollte Sepp SCHOBER im Frühjahr in ein Sägewerk bringen und dort zu Dachstuhlholz zuschneiden lassen, denn im kommenden Jahr plante er einen Anbau zum Wirtschaftsgebäude. Der

Zubau sollte vorwiegend als Maschinenhalle dienen. Die Fichtenstämme transportierte er mit einem Holzanhänger vorerst zu seinem Hof.

Diese Arbeiten waren nicht ganz ungefährlich, weil der Hohlweg aus dem Wald steil war und leicht schräg abfiel. Sepp brachte aber nicht zum ersten Mal Holzstämme aus diesem Waldbereich heraus. In naher Zukunft beabsichtigten seine Frau und er, den Hof den Jungen zu übergeben. Das Projekt mit der Erweiterung des Wirtschaftstraktes wollte er selbst noch in die Hand nehmen.

Julius bemühte sich zwar, die Arbeit am Bauernhof wie ein richtiger Bauer anzupacken, hatte aber seine Probleme dabei, weil er nicht auf einem Hof aufgewachsen war. Er war Landmaschinenmechaniker, doch die Liebe hatte ihn zum Bauern werden lassen. Ihm war klar, dass er in einigen Jahren mit seiner Frau den Hof übernehmen würde. Mit diesem Gedanken konnte er sich nicht so richtig anfreunden, er zweifelte daran, ob er zum Bauern überhaupt geeignet wäre. Sein Schwiegervater befeuerte mit zum Teil herber Kritik diese Bedenken. Julius hatte schon mitbekommen, dass bei Sepp jedes Mal, wenn die Reparatur einer Maschine anstand, der Pegel an Freundlichkeit stark nach oben ausschlug. Auf dem Schoberhof kamen natürlich viele Geräte und Maschinen zum Einsatz. Daher standen ständig Reparaturen an. Allein in den zwei großen Garagen standen vier Traktoren, doch bei der Neuanschaffung von Geräten hatte Julius trotz seiner technischen Sachkenntnisse nichts mitzureden. Andererseits wollte Sepp dann schon, dass die Rechnungen gemeinsam beglichen wurden.

Julius war so viel Mann, dass er in diesem Bereich seinem Schwiegervater die Stirn bot und die Mitfinanzierung stets vehement ablehnte. Danach herrschte einige Tage frostiges Klima zwischen Alt und Jung.

Durch die viele Arbeit auf dem Hof kam aber keiner ohne den anderen aus, weshalb das Schweigen nie lange dauerte. Zumindest das Notwendigste wurde geredet.

Sepp war mit seinen 59 Jahren noch ein stattlicher Mann, dem man das Alter nicht ansah. Er hatte dichtes volles Haar, war schlank und von kräftiger Statur. Dass die Hände nicht wie die eines Chirurgen aussahen, versteht sich von selbst. Der kleine Bauchansatz war wohl darauf zurückzuführen, dass seit einigen Jahren Bier den Most als sein Hausgetränk abgelöst hatte. Der Schwiegersohn war für ihn ein Weichei, lieber

hätte er einen knorriegen Jungbauern mit einem eigenen Hof als Nachfolger gesehen.

Wie viele Großbauern in der Gegend konnte auch er den Kragen nicht voll bekommen. Im Dorfgasthaus hatte er schon mehrmals nach ein paar Gläsern Bier seine Abneigung gegenüber seinem Schwiegersohn kundgetan. Natürlich erfuhr auch Julius von diesen Bemerkungen.

Neben seiner grobschlächtigen Art hatte Sepp auch eine sensible Seite. In seiner kargen Freizeit betätigte er sich als Mundartdichter und schrieb Alltagsgeschichten und Gedichte à la „Peter Rosegger light.“ Seine Werke waren so gut, dass ein Verlag bereits drei Bücher von ihm herausgebracht hatte.

Die Verkaufszahlen ließen zwar zu wünschen übrig, das aber sicher nicht mit der literarischen Qualität, sondern vielmehr mit der Nachfrage an Mundartdichtungen zusammenhing. Neben der Dichterei und der Jagd war er auch im Pfarrkirchenrat engagiert. Seine Frau und er waren überaus gläubig und ließen keinen Kirchenbesuch aus. Die heiligen Messen an Sonn- und Feiertagen waren Pflichttermine. Er war außerdem bei Begräbnissen und anderen besonderen kirchlichen Feierlichkeiten wie z. B. bei Wallfahrten ein von allen anerkannter Vorbeter. Seine Belesenheit und sein literarisches Denken kam ihm auch im Bereich der Rhetorik zugute. In der Pfarrgemeinde waren alle froh, auf einen sprachlich so versierten Vorbeter zurückgreifen zu können. Natürlich gab es den ein oder anderen Neider, so wie es eben überall ist. Mit seinen sprachlichen Fähigkeiten konnte niemand mithalten.

Da Julius wusste, wie sich sein Schwiegervater im Wirtshaus über ihn ausließ, lag er so manche Nacht wach neben seiner Frau und dachte nach, wie er aus dieser „Jungbauernnummer“ herauskommen konnte. Er schlief dann jedes Mal, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein, ein. Die Jahre vergingen, ohne dass sich für ihn etwas änderte. Mittlerweile hatte er sich an die ewigen Sticheleien seines Schwiegervaters derart gewöhnt, dass sie ihm gar nicht mehr auffielen. Das war auch eine Art Lösung.

Erika, seine Schwiegermutter, dagegen war eine nette, umgängliche Frau, die ihm das Leben auf dem Hof leichter machte. Wiederholt hatte sie zu ihm gesagt: „Lass den Sepp, der wird sich in seinem Alter nicht mehr ändern.“

Das Holzfällen war auch wieder so eine Sache, bei der Sepp den

großen „Waldarbeiter-Macho“ spielte, und wenn nur das geringste schiefging, Julius Schuld war. So lenkte Sepp den Holztransporter auf einem unbefestigten Hohlweg in Richtung Güterweg. Den Vorschlag von Julius, doch weniger Stämme zu laden, um beim Transport nicht abzurutschen, lehnte er mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. Es kam dann, wie es kommen musste. Durch die Gewichtsverteilung auf dem Anhänger rutschte die hintere Achse, weil die Holzstämme weit über diese hinaus ragten, auf dem unbefestigten Hohlweg nach unten. Glücklicherweise stand dort eine Eiche, die ein weiteres Abrutschen verhinderte. Der hintere Teil des Anhängers war komplett vom Weg abgekommen und erst vom Eichenbaum gestoppt worden. An eine Weiterfahrt war nicht mehr zu denken. Die Räder des Traktors drehten auf der Stelle durch, beide Vorderräder hoben sich vom Boden ab, obwohl ein 500 kg schweres Frontgewicht aufgesetzt war.

Schuld an diesem Dilemma war natürlich wieder einmal Julius.

Dieser war hinter dem Holztransporter nachgegangen und jetzt warf ihm sein Schwiegervater vor, ihn nicht rechtzeitig gewarnt zu haben. Als ob Sepp auf eine Warnung reagiert hätte. Er hatte es auch abgelehnt, weniger Stämme auf den Holzanhänger zu laden. Julius ließ sich auf keine Diskussion ein, um weiteren Ärger zu vermeiden. Stattdessen ging er am fluchenden Schwiegervater vorbei und ließ ihn noch kurz wissen, dass er den zweiten Traktor mit der Seilwinde holen werde. Die Worte, die ihm Sepp nachrief, konnte er schon nicht mehr verstehen, und das war auch gut so. Julius ging zum Hof und nach einer guten Viertelstunde kam er mit dem alten Ford 5000, an dem vorne eine Seilwinde montiert war, zurück.

Sepp bearbeitete mit einem dicken Holzstamm die hintere Achse, als wolle er das Gefährt mit Muskelkraft auf den Weg zurück schieben. Julius konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, weil dieses Unterfangen dermaßen aussichtslos war. Wahrscheinlich wollte sein Schwiegervater ihm nur demonstrieren, dass er auch nicht untätig war und es schon geschafft hätte. Julius fuhr mit dem Ford 5000 nicht bis in den Hohlweg. Er blieb auf dem befestigten Güterweg stehen und zog das Drahtseil von der Winde, wobei er hoffte, dass es lang genug war. Er beabsichtigte die Schlinge vorne an der Anhängervorrichtung beim großen Steyr Traktor, der vor den Holzanhänger gespannt war, einzuhängen. Die Entfernung hätte keinen halben Meter mehr betragen dürfen. Es ging sich gerade

noch aus. Schließlich ging er zurück zum Ford 5000 und stellte die Seilwinde auf Zug, während sein Schwiegervater mit dem Zugfahrzeug des Holztransporters mit Gefühl anfuhr. Langsam setzte Julius mit dem Ford zurück, und mit weniger als Schritttempo konnte der Holztransporter auf den Güterweg gezogen werden. Von dort ging der Transport zum Hof ohne Probleme vonstatten.

Sepp tat dann so, als sei alles normal verlaufen und freute sich auf das Mittagessen. Angeblich gab es heute hausgemachte Bratwürste mit Sauerkraut. Vorher mussten aber noch die Stämme abgeladen werden.

Julius hatte inzwischen das Seil der Winde gereinigt, den Traktor wieder in die Maschinenhalle gebracht und gewartet, bis sein Schwiegervater ins Haus ging.

Sepp hatte gerade im Umkleide- und Waschraum, wo auch die Waschmaschine stand, die schmutzigen Stiefel ausgezogen. Er wusste, dass es von seiner Frau Schelte geben würde, weil er vorher nicht den ärgsten Morast von seinem Schuhwerk entfernt hatte. Scheinbar war ihm das egal, weil für die Hausreinigung seit jeher die Frauen zuständig waren.

Auch sein Handy nahm er nie mit zu den Walddarbeiten, obwohl ihn seine Frau diesbezüglich wiederholt angefehlt hatte. Wie leicht konnte beim Holzfällen ein Unfall passieren. Mit dem Handy konnte er gegebenenfalls Hilfe holen. Der Schwiegersohn war nicht immer dabei. Wahrscheinlich nahm Sepp das Mobiltelefon gerade deshalb nicht mit, weil es seine Frau so wollte.

Auf dem Weg in die Küche hörte er im Vorhaus das Telefon klingeln. Dieses stand auf einem kleinen Kasten unter der Kleiderablage. Er musste das Telefon erst suchen, weil es von Mänteln und Jacken, die von der Ablage hingen, verdeckt wurde. Sogar sein Jagdgewehr hing über dem Telefon. Er, der passionierte Jäger mit dem größten Revier der Weidmänner von Reifberg, hatte es doch nicht nötig, seine Jagdgewehre sicher in einem fachgerechten Waffenschrank zu verwahren. Nachdem er das Telefon freigelegt hatte, hob er den Hörer ab. „Hier Sepp SCHÖBER, wer spricht?“ meldete er sich.

Vorerst blieb es ruhig in der Leitung, dann leierte jemand mit verstellter Stimme:

„Satan wird aus der Hölle kommen,
ein Feuer wird dein Gehöft entflammen und

dich für alle Zeiten in die Finsternis verdammen.“

Nach dieser Botschaft wurde aufgelegt. Sepp blickte verdutzt den Hörer an und schüttelte ungläubig den Kopf. Die Stimme des Anrufers hatte er nicht erkennen können, weil sich dieser die Nase zugehalten oder ein Tuch vor den Mund gelegt hatte. Nachdenklich ging er in die Küche, wo er seiner Frau von dem dubiosen Anruf erzählte. Erika schaute auf und sagte verwundert, dass sie vormittags auch schon so einen eigenartigen Anruf entgegengenommen habe. Bedingt durch ihre Schwerhörigkeit hatte sie nicht genau verstanden, was ihr der Anrufer mitteilen wollte. Sie erinnerte sich aber, dass der Anrufer von Feuer und Flammen gesprochen hatte.

Mittlerweile war auch Julius, der noch die Küh gefüttert hatte, in die Küche gekommen. Im Gegensatz zu seinem Schwiegervater hatte er seine verschlampten Stiefel im Stall noch abgewaschen. Julius brachte auch die Post mit und legte sie auf den Schrank neben der Anrichte. Dort wurde sie immer abgelegt, egal wer sie vom Postkasten holte. Es hatte sich eingebürgert, dass Sepp, sofern er gerade zu Hause war, als erster die Post durchsah. Der Altbauer würde sich nach dem Essen über die Postsendung machen. Was sollte der Briefträger schon gebracht haben außer Werbung und ein paar Rechnungen? Die regionale Wochenzeitung wurde immer erst am Donnerstag zugestellt. Diese war sehr begehrt, weil sie über das Geschehen im Bezirk berichtete. Zudem gab es Spalten für Todesfälle, Geburtstage, anstehenden Veranstaltungen und vieles mehr, das den regionalen Bereich betraf. Vorige Woche füllte der Großbrand in einer Papierfabrik in einem Nachbarort allein eine Doppelseite. Die Sachverständigen gingen bei der Brandursache von einem technischen Defekt aus. Bei den Löscharbeiten war ein Feuerwehrmann schwer verletzt worden, was dem ganzen Vorfall eine gewisse Brisanz verlieh, sogar im Fernsehen wurde darüber berichtet.

Das Essen auf dem Tisch war angerichtet. Der köstliche Duft der Bratwürste und des Sauerkrautes zog sich durch die Küche und die angrenzenden Räume. Bevor kräftig zugelangt werden durfte, wurde noch das Tischgebet gesprochen. Danach gab es natürlich auch eine Hierarchie, wer sich an den Speisen so nach und nach bedienen durfte. Sepp langte als Erster nach ein paar heißen Bratwürsten und herrlich dampfendem Kraut aus den Töpfen. Danach war Julius an der Reihe, zuletzt

die Köchin.

Beim Essen wurde nicht viel geredet. Die skurrilen Anrufe waren schon wieder vergessen. In Anbetracht der vermeintlichen Unwichtigkeit wurde Julius über die Anrufe gar nicht informiert. Erika hatte ihrem Mann eine Flasche Borderbier zum Essen gestellt, während Julius und sie Wasser tranken. Das aber nicht aus Spargründen, sondern weil ihnen das frische saubere Wasser aus dem eigenen Brunnen am besten schmeckte. Das Borderbier war zwar nicht gerade das billigste Gebräu, aber Sepp bevorzugte es wegen des Porzellanverschlusses an einem Drahtgestell. Allein das Öffnen der Flasche wurde zelebriert. Mit dem Daumen der rechten Hand wurde der Drahtbügel nach oben gedrückt, wonach sich mit einem „Ploop“ der Porzellanverschluss hob. Dieses Geräusch war sozusagen das Startzeichen zum anstehenden Hochgenuss. Nach einigen kräftigen Zügen stellte der Altbauer das Gebräu wieder auf den Tisch, um gleichzeitig einen ordentlichen Rülpser loszulassen. Erika sagte zu diesem ungehobelten Verhalten ihres Mannes gar nichts mehr, es war schon zum Ritual geworden.

Bis vor fünf Jahren hatten sie noch den eigenen Most als Hausgetränk erzeugt. Mittlerweile pressten immer weniger Bauern das für das Mostviertel so typische Getränk. Das Ernten des Fallobstes war vielen Obstbaumbesitzern schon zu mühsam geworden. Da im Handel auch kein vernünftiger Preis für das Obst bezahlt wurde, ließen viele Bauern die Früchte einfach unter ihren Bäumen verrotten.

Nachdem Erika den Tisch abgeräumt und mit dem Geschirrspülen begonnen hatte, holte sich Sepp eine zweite Flasche Bier, die er dann genüsslich bei der Durchsicht der Post trank. Er hatte noch gut zwei Stunden Zeit, denn um 15.00 Uhr sollte er bei seinem Nachbarn Max STADLER beim Schlachten eines Schweines helfen.

Julius ging in die Wohnung im ersten Stock, wo sein einjähriger Sohn Theo gerade aufzuwachen schien. Über das Babyfon hatte er ein leises „Quäken“ vernommen. Die kommenden Stunden würde er mit seinen Kindern verbringen. Silke ging schon in den Kindergarten, aus dem sie täglich um 14.00 Uhr nach Hause kam. Sie war ein aufgewecktes Mädel und wurde wie ihr Bruder von allen auf dem Hof geliebt und verwöhnt. Besonders die Großeltern verhätschelten ihre Enkel, so wie es bei Oma und Opa nun einmal üblich ist. Der Süßigkeitenbedarf wurde allein von ihren Großeltern gedeckt. Julius und Renate achteten auf eine

gesunde Ernährung. In der Wohnung im ersten Stock hatten die jungen Leute auch eine Küche. Obwohl sich Oma Erika bemühte, die Kinder im Sinne ihrer Tochter gesund zu ernähren, gab es dann und wann auch köstliche Leckereien. Die Eltern mussten nicht alles wissen. Großes Kinderabendessen war um 18.00 Uhr angesagt, nachdem ihre Mutter von der Arbeit nach Hause gekommen war. Das war jedes Mal ein hoch-erfreuliches und emotionales Wiedersehen, als hätten sie sich schon Wochen nicht gesehen. Bevor Renate in der Früh zur Arbeit fuhr, versorgte sie noch ihre Kleinen und gab sie dann in die Obhut ihrer Mutter. Julius arbeitete zu dieser Zeit bereits im Stall.

Nachdem Sepp die Werbesendungen flüchtig durchgeblättert, einen Brief der Landwirtschaftskammer gelesen und mit einem leisen Murren die Rechnung eines Baumarktes zur Kenntnis genommen hatte, fiel ihm eine rote Karte, die vor dem Tisch auf dem Boden lag, auf. Diese Karte war offenbar aus der Postsendung gerutscht, als er diese zum Tisch getragen hatte. Er hob die Karte auf und bemerkte bald mit einem Grinsen, dass es sich um eine Krampuskarte handelte. Bald war der Krampustag, weshalb er annahm, dass seine jüngste Tochter Susi wohl die Karte von einem Verehrer bekommen hatte. Er betrachtete die Karte näher und wunderte sich, dass sie an ihn adressiert war. Der Text der Karte beinhaltete so wie der Anruf kurz vor Mittag eine Art Botschaft, dass der Schoberhof brennen werde. Der Schreiber des Textes hatte zu reimen versucht.

„Es wird bei euch bald brennen,
dann werdet ihr vom Hofe rennen,
die Teufel werden euch jagen,
und niemand wird jemals wieder nach euch fragen!“

Als Sepp den bizarren Text las, kamen ihm erste Bedenken in Bezug auf die Ernsthaftigkeit der Mitteilung. Wollte sich jemand einen bösen Scherz erlauben, oder war mehr dahinter? Für den Scherz sprach die Zeit der Zustellung, in zwei Tagen war Krampustag. Die Anrufe und dann die „Drohkarthe“ verunsicherten ihn doch einigermaßen. Er zog sogar die Einschaltung des Polizeipostens in Zangarn in Erwägung.

Der Posten in Zangarn war auch für Reifberg zuständig. Mit den Beamten hatte er bisher nur bei Verkehrskontrollen Bekanntschaft

gemacht. Diese Erfahrungen mit den Polizisten waren nicht gerade die besten. Er fand, dass sie kleinlich agierten, weil sie ihn einmal nur wegen einer Lampe der Kennzeichenbeleuchtung, die ausgefallen war, und auch in ein paar anderen Fällen wegen kleiner Lichtdefekte bestraft hatten. Dass die Bestrafung auch mit seinem unfreundlichen Verhalten gegenüber den Beamten im Zusammenhang gestanden hatte, wollte er so nicht wahrhaben. Natürlich wäre es für ihn besser gewesen, er hätte ihnen gegenüber nicht kundgetan, dass sie von seinen Steuergeldern leben würden. Die Folge dieser Äußerung war, dass ihn die Polizisten aus Zangarn bei jeder Gelegenheit einer Verkehrskontrolle unterzogen. Sie fanden immer etwas, um ihn mit einem Organmandat zu bestrafen. Anfangs wurde er auch ständig einem Alkoholtest unterzogen. Sepp achtete aber beim Autofahren penibel darauf, die Promillegrenze nicht zu überschreiten.

Ein Beamter hatte es besonders auf ihn abgesehen. Sepp glaubte, dass dieser Nad, wie er gerufen wurde, ihn nur schikanierte, weil er aufgrund seiner geringen Körpergröße etwas für sein Ego tun wollte. Wie er von Bekannten aus Zangarn wusste, hatte dieser Nad zu Hause nichts zu reden. Deshalb reagierte er offenbar seinen Frust im Dienst ab. Hinter vorgehaltener Hand wurde sogar getuschelt, dass ihn seine Frau schon geschlagen habe. Viele Einwohner von Reifberg und Zangarn kannten seinen richtigen Namen, Karl NADOLFINGER, gar nicht. Durch seine Umrübe auf den Straßen hatte er sich schon einen Namen gemacht. Es waren gar nicht so wenige Autofahrer, denen er den Führerschein abgenommen hatte. Diese Aktionen machten ihn nicht gerade zum Freund der Gesellschaft, obwohl er natürlich die Amtshandlungen rechtmäßig geführt hatte.

Niemand wollte mit ihm zu tun haben. Karl NADOLFINGER mied es auch tunlichst, in seiner Heimatgemeinde soziale Kontakte aufzubauen, wobei ihm das infolge seines hochmütigen und herablassenden Verhaltens im Dienst gar nicht möglich gewesen wäre. Er konnte nicht einmal in das örtliche Fußballstadion gehen, um sich dort ein Match der erfolgreichen Regionalligamannschaft anzuschauen. Ihm war schon bewusst, dass dort so manche Beschimpfung auf ihn eingeprasselt wäre. Wie hätte er sich auch dagegen wehren können? Auf die Unterstützung anderer Zuschauer konnte er aus bekannten Gründen nicht hoffen. Durch sein heimtückisches und hinterhältiges dienstliches Verhalten

vielen Bürgern gegenüber hatte er auch unter Kollegen wenig Freunde. Er wurde geduldet, aber über das Dienstliche hinaus wollten auch sie nichts mit ihm zu schaffen haben. So war er ein einsamer Mensch mit einer dominanten Ehefrau, die ihm zeitweise das Leben schwer machte. Seinen Unmut ließ er dann an KFZ Lenkern aus. Oft hatten ihm gut gesinnte Kollegen schon geraten, sich doch bei seinen Amtshandlungen eine gemäßigte Vorgangsweise anzueignen. Die Ratschläge gingen ins Leere. Zudem war der Karren schon so weit verfahren, dass es für Nad gar nicht mehr möglich war, sein Image zum Besseren zu ändern. So versah er seinen Dienst unter dem Motto: „Ist der Ruf erst einmal ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert.“ Das ging sogar so weit, dass Amtshandlungen, die andere Polizisten durchgeführt hatten und mit Bestrafungen endeten, ihm zugeschrieben wurden.

Er war als Polizeidämon weit über sein Zuständigkeitsgebiet hinaus bekannt. Genau sein Ruf war dann auch der Grund, warum Sepp SCHÖBER zwar über eine Anzeigeerstattung wegen der Drohungen bei der Polizei in Zangarn nachdachte, dann jedoch davon abließ. Er wollte sich dumme Bemerkungen der Beamten sparen, zumal ja auf Krampuskarten allerhand wirres Zeug geschrieben wird. Die telefonischen Drohungen konnte er nicht beweisen. So legte er sich noch eine Stunde für ein Nickerchen auf die Ofenbank. Es wurde aber alles andere als ein erholsames Schlafeschen, denn die Drohungen gingen ihm nicht aus dem Kopf.

Sepp war froh, als er sich endlich auf den Weg zum Nachbarn machen musste. Die Schweineschlachtung und das anschließende gemütliche Verspeisen der Innereien würde ihn schon von seinen Ängsten und Zweifeln ablenken, wie er hoffte.

Er verabschiedete sich von seiner Frau, die wusste, dass beim STADLER ein Schwein geschlachtet würde. Die beiden Männer hatten das schon vor einer Woche abgesprochen.

Früher war auch Erika bei den Schweineschlachtungen mit dabei und hatte geholfen. Seit die Enkelkinder da waren, ging sie nicht mehr mit.

Jeweils nach einer Schlachtung wurden in gemütlicher Runde die Innereien verzehrt und so manches Glas Wein getrunken. Es war schon vorgekommen, dass sich so eine Schlachtung mit allem Drum und Dran, also der Vorbereitung und der Nachbesprechung bis weit nach Mitternacht gezogen hatte. Außerdem musste auf den Sauschädel aufgepasst werden. In Reifberg sprach es sich bald herum, bei welchem Bauern und

wann eine Schweineschlachtung angesetzt war.

In Teilen des Mostviertels gab es noch den Brauch des Sauschädelstehlens. Mit dem gelungenen Diebstahl war es noch längst nicht getan. Wie es die Überlieferung verlangt, müssen die Täter den Schädel am nächsten Tag zurückbringen. Die Bäuerin des bestohlenen Hofes ist dann verpflichtet, den Kopf abzukochen und danach den Dieben zum Essen zu servieren.

Die letzten Jahre ist es auch schlecht angekommen, dass bei den Dieben oft Burschen aus anderen Ortschaften dabei waren. Fremde Burschen in der Stube sitzen zu haben und sie zu verköstigen, ist auch nicht jedermanns Sache. So wird das „Sauschädelstehlen“ als Brauchtum immer seltener. In einigen Jahren wird es diesen bäuerlichen Brauch gar nicht mehr geben, und er wird langsam in Vergessenheit geraten.

Nachdem sich Sepp verabschiedet hatte, ging er in den Vorraum, nahm dort aus einem Kasten den Schlachtenschussapparat und ein ledernes Etui mit drei Schlachtmessern. Der Kasten im Vorraum war eigens für diese Schlachtutensilien vorgesehen. Aus einer Schachtel nahm er noch drei Patronen, die er zuerst genau prüfte, bevor er sie in die Jackentasche steckte. Die Kontrolle der Munition war ihm deshalb so vorrangig, weil er vor Jahren einmal die Schachtel mit Munition im Hof auf einer Fensterbank stehen gelassen hatte und einige Patronen feucht geworden waren. Die Folge war, dass bei der nächsten Schlachtung der Schussapparat nicht richtig funktionierte. Die Patrone hatte nicht mit vollem Druck gezündet, weshalb der Bolzen des Schussapparates nicht tief genug in den Schädel der zu schlachtenden Sau einschlug. Das Tier lief mit einem markerschütternden Schrei durch den Hof, nachdem es sich samt dem Strick losgerissen hatte. Der Eber konnte erst wieder eingefangen werden, nachdem er eine Zeit lang von Sepp und Max durch den Hof gejagt und müde gemacht worden war. Mangels eines funktionierenden Schussapparates musste das Tier mit einem schweren Beil getötet werden.

Nach dieser Schlachtung gab es keine Feier, und Sepp hatte einige Zeit daran zu nagen, denn trotz seiner Grobschlächtigkeit konnte er es nicht ertragen, wenn Tiere gequält wurden. Sogar als Jäger fühlte er sich mehr für die Hege des Wildes berufen und den Abschuss guter Rehböcke überließ er anderen. Er selbst beschränkte sich eher auf das Töten kranker Tiere.

Da auch heute abzusehen war, dass nach getaner Arbeit das eine oder andere Glas Wein geleert werden würde, machte sich Sepp zu Fuß auf den Weg. Man konnte doch nicht wissen, ob Nad im Dienst war. Nach dem Motto des EAV Hits, „das Böse ist immer und überall“, kam für Sepp das Lenken eines Kfz in alkoholisiertem Zustand nicht infrage. Bis zum Stadlerhof waren es ca. zwei Kilometer auf einer öffentlichen Straße. Sepp wollte den Weg zu Fuß über Feldwege und eine Forststraße durch den Wald um einen Kilometer abkürzen. Wohlweislich, dass es auf dem Heimweg schon finster sein würde, nahm er sich eine große Taschenlampe mit.

Nachdem er seine Utensilien in einen Rucksack gepackt hatte, ging er in die Garage, holte dort die alte Rodel, mit der schon seine Töchter die Hänge um den Hof hinunter gebraust waren, und befestigte mit zwei Lederriemen einen Ballen Heu auf der Sitzfläche.

Der Weg zum Stadlerhof führte durch sein Jagdrevier. Er wollte die Gelegenheit nutzen und zwei Futterkrippen mit Heu auffüllen. Die Schneedecke war zwar noch nicht allzu dick, trotzdem hatte er vor einer Woche mit der Fütterung des Rotwildes begonnen. Die Tiere nahmen die Futterstellen auch gerne an, wie sich aus dem schnellen Schwund des Futters schließen ließ.

Andere Jäger waren nicht seiner Meinung. Sie begannen mit der Rotwildfütterung erst, wenn die Schneedecke dicker war, und die Tiere beim natürlichen Äsen in Not kamen.

Er wollte, dass es nicht nur den Haustieren, sondern auch den Wildtieren gut ging, egal, wie andere dachten.

Als die Käfighaltung von Hühnern noch erlaubt war, hielten viele Bauern ihre Hühner auch in solchen Drahtsteigen. Für ihn war das nie mals infrage gekommen. Die Tiere sollten bis zu ihrer Schlachtung ein halbwegs angenehmes Leben haben.

Mit der Schlachtung von Nutztieren hatte er kein Problem, solange das Tier keinen Qualen ausgesetzt wird. Das Fleisch dient zur Ernährung von Menschen, und es war seiner Ansicht nach von der Schöpfung so vorgesehen.

Nach dem Füllen der Futterkrippen kam er mit etwas Verspätung zum Stadlerhof. Max hatte das Schwein bereits geschlachtet und in einen Holztrögen verfrachtet.

Der Stadler-Bauer rieb das Schwein mit pulverisiertem Pech ein,

während ihm Sepp seine Verspätung mit der Fütterung des Wildes und der Reparatur einer Futterkrippe begründete. Cäcilia STADLER kam jetzt mit zwei Eimern heißen Wassers. Langsam leerte sie den dampfenden Inhalt über das tote Schwein, während Max und Sepp die Sau, die auf zwei langen Ketten lag, drehten. Die beiden Männer standen jeder auf einer Seite des Troges und hatten in beiden Händen jeweils ein Kettenende. Durch schnelles Hin- und Herziehen der Ketten rubbelten sie einen großen Teil der oberen Hautschicht mit den Borsten vom Schweinekörper. Danach hievten sie das geschlachtete Tier mit den Ketten auf die eiserne Schlachtbank. All diese Vorgänge von der Säuberung des Schweines bis zur Entnahme der Innereien waren Routine, und es bedurfte keiner großen Besprechung, was wer zu tun hatte.

Cäcilia STADLER hatte den Männern zwei Flaschen Bier auf das Fensterbrett gestellt. Nun gönnten sich die Männer einmal einen tiefen Schluck, bevor sie die restlichen Arbeiten verrichteten und das Werkzeug versorgten.

Die Bäuerin hatte sich in der Küche bereits ans Kochen der Innereien gemacht. Alle hatten nach getaner Arbeit großen Appetit, und das Essen kam frisch zubereitet auf den Tisch.

Als Max und Sepp so vor der Hoftüre standen und das Bier genossen, erzählte Max, dass er heute mit der Post eine sonderbare Krampuskarte erhalten habe. Eigenartig für ihn war, dass überhaupt an seinen Hof eine Krampuskarte adressiert wurde, zumal seine zwei Töchter längst erwachsen und außer Haus waren. Sie hatten in anderen Ortschaften schon ihre eigenen Familien. Der Text enthielt eine in Reimen gefasste Drohung, dass der Hof brennen würde.

Als Max das so erzählte, wurde Sepp sofort hellhörig. Er hatte die Krampuskarte, die bei ihm eingegangen war, schon vergessen. Sepp teilte seinem Freund mit, dass auch er so eine Krampuskarte mit einem skurrilen Text zugeschickt bekommen habe.

Dann wurde die Unterhaltung vorläufig unterbrochen, weil Cäcilia zum Essen rief. In Gedanken versunken folgten die Männer dem Ruf der Köchin. Auch der fein gedeckte Tisch und die wohlriechende Speise konnten die etwas getrübte Stimmung nicht heben.

Cäcilia bemerkte das natürlich sofort und fragte nach, ob ihnen denn eine Laus über die Leber gelaufen sei, weil sie sich so ruhig verhielten. Sie kannte die beiden Männer und wusste, dass nach einer Schlachtung

alle bester Laune waren und so mancher Witz erzählt wurde. Heute war es nicht so. Auf hartnäckige Nachfrage wurde Cäcilia dann doch über die dubiosen Krampuskarten, die an den Schober- und auch den Stadlerhof geschickt worden waren, informiert.

Im Laufe der weiteren Unterhaltung wurde auch über die sonderbaren Anrufe gesprochen. Plötzlich ergab für Cäcilia ein Anruf, den sie am Vormittag entgegengenommen hatte, einen Sinn. Der Anrufer sprach mit verstellter Stimme und vorgetäuschem ausländischen Akzent. Sie hatte den dubiosen Anrufer nicht verstanden, konnte aber doch die Worte Feuer und Brand heraushören. Eine Botschaft oder einen Zusammenhang konnte sie nicht erkennen. Deshalb maß sie dem Anruf auch keine Bedeutung zu. Sie dachte eher, dass sich der Anrufer verwöhlt hatte.

Die Männer rätselten herum und bagatellisierten die Krampuskarten und die Anrufe, doch nur halbherzig, denn beiden war nicht wohl bei der Sache. Durch das Herunterspielen der Angelegenheit wollten sie in Wirklichkeit nur ihre Angst beschwichtigen, doch das gelang ihnen nicht. Sie bemühten sich zwar über andere Themen zu sprechen, kamen aber immer wieder auf die Drohungen zurück. Zudem mengte sich Cäcilia wiederholt in das Gespräch ein und forderte von den Männern, am nächsten Tag beim Polizeiposten in Zangarn Anzeige zu erstatten.

So eine Anzeigeerstattung war an und für sich kein Problem, wenn da nicht der unsägliche Polizist Karl NADOLFINGER gewesen wäre. Auch Max hatte bereits mit Nad Bekanntschaft gemacht. Wegen eines Lichtdefektes an seinem Pkw-Anhänger musste er Strafe bezahlen.

Es ging ihm dabei nicht um den Geldbetrag, den er bezahlen musste, sondern viel mehr um den Zynismus des Beamten, wie er mit ihm umgesprungen war.

Das Festessen nach der Schweineschlachtung glich heute eher einem Leichenschmaus. So blieb Sepp auch nicht lange auf dem Stadlerhof und brach bereits um 21.00 Uhr auf.

In Gedanken versunken zog er den Schlitten durch die Forststraße in Richtung seines Hofes und bemerkte nicht, dass ein Fahrzeug ohne Licht auf das Haus der Resi HOLZINGER zufuhr. Kurz nachdem er an den Futterkrippen vorbeigekommen war, meinte er, im Wald das Aufflackern einer Taschenlampe gesehen zu haben. Da er kein neuerliches Licht mehr sah, vergaß er bald seine Beobachtung.